

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 17

Artikel: Bruder und Schwester
Autor: Fischli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Psingst-Choral.

Das sind die Tage des Herrn,
Da Er in jedem Sonnenstrahl
Fruchtschweren Samen sät
Ueber die arme Welt.

Das sind die Tage des Herrn,
Da Er aus himmlischem Pokal
Herrlichstes Gold ergießt
Ueber das graue Land.

Das sind die Tage des Herrn,
Da Er in Blüte und Vogelsang
Seligsten Glanz verspreut
Ueber den dunklen Tag.

Das sind die Tage des Herrn,
Da Er mit Brot und Freude und Trost
Mächtig seine Schöpfung erfüllt,
Tage des Herrn! Sonntag!

Franz Alfonso Gayda.

Bruder und Schwester.

Erzählung von Albert Fischli, Muttenz.

Es war in der Dämmerstunde. Die Lampe brannte noch nicht in der behaglich erwärmtten Stube. Draußen am hellen Winterhimmel war schon der Mond heraufgestiegen und warf einen hellen Lichtstreifen in das Gemach. Vor der offenen Öffentüre saß ein junger Mann, der mit der eisernen Krücke verträumten Sinnes in den Glüten wühlte. Am Tisch war der Schatten einer weiblichen Gestalt bemerkbar. Das Gesicht war im Dunkel. Nur auf den strickenden schlanken Händen lag das weiße Mondlicht.

Jetzt legte der junge Mann ein paar Scheiter auf die Glüten und schloß die Öffentüre. Da fragte eine fast herbe Mädchenstimme: „Soll ich noch immer nicht Licht machen, Martin?“

„Meinetwegen,“ antwortete der Bruder und rückte seinen Stuhl an den Tisch, indemm die Schwester den Schalterknopf neben der Tür umdrehte, so daß aus der grünschirmigen Hängelampe alsbald ein greller Lichtkegel in der Mitte des Zimmers stand, während die vier Winkel im Halbdämmer lagen.

„Willst du nicht etwas vorlesen, Martin?“ fragte das Mädchen, das sich wieder gesetzt hatte und mit Stricken fortführte. Er stand auf, trat an den Bücherschrank zwischen den beiden Fenstern und musterte die stattliche Reihe, langte bald den einen, bald den andern Band herunter und blätterte darin.

„Ich bin so ganz und gar nicht zum Lesen aufgelegt, Ottilie,“ sprach er nach einer Weile; „läß uns lieber ein wenig plaudern.“

„Wie du willst, Martin.“

Er hatte sich wieder an den Tisch gesetzt, ihr gerade gegenüber, und sein Blick ruhte auf dem schmalen Goldkreis, der an ihrer rechten Hand glänzte. Sie bemerkte es und suchte sichtlich,

den Schmuck seinen Augen zu entziehen. Da lehnte er über den Tisch und nahm ihre Hand. Sie wurde tiefrot.

„Schon wieder eine Heimlichkeit,“ sagte er fast vorwurfsvoll, „übrigens ein kostbarer Ring. Natürlich von ihm, dem Unbekannten. Nun muß ich mir doch wohl bald eine Wirtshafterin suchen oder — eine Frau. Ich seh es kommen, daß du mich nächstens einmal um lebenslänglichen Urlaub bittest.“

„Rede nicht so, Martin, es ist mir nur peinlich. Einstweilen magst du getrost in die Zukunft deines Junggesellentums blicken, und ich fürchte weit eher, daß mir eines Tages gefündigt werde.“

„Danke für die Beruhigung. Aber der Ring, der kostbare Ring, was ist's damit?“

„Es war wohl kindisch von mir, daß ich ihn anzog. Dieses eine Mal bloß wollt' ich sehen, wie er sich ließe an meiner Hand, und vergaß ganz, ihn abzulegen. Daß ich es dir gestehe, ja, er gab mir ihn zum Geburtstag. Siehst du, so lang schon hab' ich ihn und hab' ihn nie getragen. Wozu auch? Ich werd' ihn bald zurückgeben.“

„Er ist wohl reich?“

„Wenigstens aus sehr guter Familie.“

„Und sehr gebildet?“

„Ja, das wohl. Wie kommst du darauf?“

„Es fiel mir längst an dir auf: du sprichst so klug und einsichtig über manches und äußerst oft wahre — wie soll ich sagen? — Männeransichten. Ich meine das Wort Mann im besten Sinne genommen. Er scheint ein edler Mensch zu sein.“

„Er ist es, o er ist es!“

„Hat er dir denn verboten, dem Bruder von ihm zu erzählen? Du bist so karg mit deinem Glück.“

„Nenn' es nicht Glück, Martin, und schilt mich nicht karg. Ich dachte bloß, alles sei doch nur ein kurzer, törichter Mädchentraum. Und ich bin doch auch kein so junges Mädchen mehr. Wozu hoffen und träumen? Das Erwachen wäre um so leidvoller.“

„Sagtest du nicht eben, er wäre ein edler Mensch. Und dennoch traust du ihm zu, daß er dich verlässe?“

„Nicht so, Martin! Wenn er mich aber verlassen müßte, mich nicht haben dürfte? Gewiß, er ist ein edler Mensch, der beste; aber sagt' ich nicht auch, daß er aus sehr gutem Hause wäre?“

„Das heißt?“

„Dass er seiner Familie gewisse Rücksichten schuldig ist. Sein Vater nimmt als Gelehrter eine hervorragende Stellung ein, ist weit geschätzt und berühmt.“

„Aber dennoch . . .“

„Sag nicht dennoch. Es gibt kein dennoch. Siehst du, zu diesem Vater schaut er in der unbedingtesten Achtung und Verehrung auf. Gegen den väterlichen Willen, der immer nur sein Bestes wollte, sich aufzulehnen, das ist für seine bescheidene Art ein ganz unmögliches Gedanke. In seinen Jahren ist man überhaupt wohl kein feuriger Liebhaber mehr. Die Jugendgeliebte hat ihm der Tod geraubt, und er hätte sich damit abgefunden, allein durchs Leben zu gehen. Nur dem Vater zu Gefallen hat er sich entschlossen, sich noch zu verheiraten, da jener ihn in der Obhut einer braven Gattin geborgen wissen möchte, eh' er scheidet. Diesem Vater hat er auch das Versprechen abgelegt, niemals eine Frau ins Haus zu bringen, deren Familie durch erbliche Krankheit oder Verbrechen belastet ist — um der Nachkommenschaft willen. Ist solche weise Fürsorge tadelnswürdig? Oder hat es mir gesagt, er scheue nicht die Armut des geliebten Mädchens, er lasse sich's durchaus nicht anfechten, wenn sie auch nicht aus sogenanntem gutem Hause sei, wenn nur ihre Familienverhältnisse geordnete wären. Und dabei sah er mich fragend und bittend an, als flehe er um ein gutes, um ein beruhigendes Wort. Und als ich den Blick verlegen senkte, da fragte er mich nach Heimat und Eltern.“

„Du wirst ihm doch unsere Schande nicht verraten haben?“

„Könnt' ich ihm davon erzählen? Ich schwieg zunächst schmerzlich verlegen. Dann begann ich, ihm von unserer Mutter zu reden, wie reines Herzens, wie vornehm gesinnt, wie unaussprechlich gut sie war und mit welcher Seelengroße sie schwere Leiden und Bitternisse trug, ohne verbittert zu werden, dergestalt, daß sie unserer Jugend ein Paradies schuf, darin wir ahnungslos heiter lebten, während ihr nächtliches Räffen nur zu oft Tränen benetzten und ihrem kummervollen Herzen die Ruhe und Erquickung des Schlafes nicht beschieden war. Ach, ihren größten Kummer, der ihr das Herz gebrochen, mußt' ich verschweigen! Endlich schwor ich ihn, unsren Verhältnissen niemals nachzufragen. Seitdem hab' ich ihn nicht wieder gesehen.“

Wieder blieb es eine Weile still in der Stube. Der Bruder sah trübsinnig vor sich hin, indes seine Rechte mit einer der schweren Quasten des Tischtüppichs spielte. Auch die Stricknadeln der Schwester ruhten; sie selber schien in Erinnerungen versunken. Endlich sprach sie, mehr zu sich selbst als zu ihm und wie aus tiefem Träumen:

„Das Leben schien mir so schön, seit er in mein Dasein getreten! Es war im Spätsommer. Wir lernten uns auf ganz alltägliche Weise kennen. Eine Regenschirmbekanntschaft. Damals bat er, mich hie und da vom Geschäft nach Hause begleiten zu dürfen. Ich konnte es seinen offenen, ehrlichen Augen nicht abschlagen. Und wie freute ich mich den ganzen Tag, wie leicht und lieb wurde mir die geisttötende und trockene Arbeit des Fakturenbeschreibens, wenn ich wußte, er wird am Abend vor dem Kontor stehen und auf mich warten.“

Und wie kostlich und ach, wie kurz diese Heimwege waren! Er versteht so anziehend zu plaudern. Allem gewöhnlichen Klatsch ist sein ernstes Wesen abhold. Wenn er von seinen Bekannten sprach, tat er's, um einen schönen oder merkwürdigen Zug von ihnen zu erwähnen; kleiner Schwäche gedachte er mit liebevoller Nachsicht. Am liebsten aber sprach er mir von seinen Kunstgenüssen, von den Werken großer Meister, die er gehört, von den Büchern, die er gerade las, von fremden Ländern und den wunderslichen Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner.

Über manches wußte auch ich einigen Bescheid, und er verhehlte mir die Freude darüber.

nicht, daß ich für mehr als eitlen Putz und leere Zerstreuung Sinn und Verständnis zeigte. Ich mußte ihm von England erzählen, wo er nie gewesen ist. So kam es mir zu gut, daß mich vor drei Jahren unsere Schande in die Welt hinausgetrieben. Und als ich ihm einmal mit Entzücken von den schottischen Hochländern, den Seen und Wasserfällen sprach, den prächtigen Schlössern und Kirchen, den alten Abteien und Friedhöfen und vom Meer, da meinte er in halbem Scherze, da müßten wir einmal beide zusammen hingehen. Ich verstand den Sinn seiner Worte und war herauscht vom Glück. Siehst du, so kindisch war ich, so ganz vergaß ich unser Unglück und die breite Kluft, die zwischen mir und ihm sich auftut." —

Sie vermochte nicht weiter zu reden. Wehmütig betrachtete sie den Ring, den sie vom Finger gestreift hatte. Das Licht brach sich vielfältig in dem glitzernden Edelstein. Als ob der Glanz sie schmerzte, barg sie das Kleinod schnell in der Hand. Der Bruder war aufgestanden. Er hatte bemerkt, daß die Schwester mit den Tränen kämpfte. Da reckte er sich hoch auf und ballte die Fäuste, als gälte es einen Kampf auf Tod und Leben mit dem widerigen Geschick. Dann stieß er hart und trozig hervor:

"Sei nicht verzagt, es kann noch alles gut werden. Ich habe stolze Hoffnungen. Ich kann dir meine Pläne nicht länger geheim halten. Gelingen sie, ist dir geholfen." Er kam nicht weiter; sei es, daß ihm ein Zweifel die Kehle zuschnürte, sei es, daß die Scham ihn hinderte, seine Seele zu entblößen. Die Schwester sah ihn erstaunt, befreimdet an.

Nach einer kleinen Weile fuhr er fort: „Ich habe dir immer verheimlicht, was ich im Schilde führte, wenn ich in die Nächte hinein schrieb, wie sehr du mich auch mit Fragen bestürmtest. Ich will es dir jetzt sagen: Ich schrieb meine erste größere Dichtung, ein Drama; kein gewöhnliches, so hoff' ich, sondern ein ernstes Kunstwerk. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, das Talent, das mir maßgebende Leute auf Grund kleinerer Arbeiten zugestanden, an einem großen Werk zu erweisen. Vor einigen Wochen wurde die Reinschrift abgeschlossen. Ich sandte sie einem Dramaturgen, der zu den ersten seines Faches im deutschen Sprachgebiet zählt, dessen Urteil für mich ausschlaggebend ist. Ich schilderte ihm in wenig Worten

meine Lage und bat ihn, meinem Werk zur Darstellung auf der Bühne zu verhelfen, sofern sein künstlerisches Gewissen dies zulasse. Täglich, ständig, bin ich seiner Antwort gewärtig. Und schon drängen sich neue Pläne in meinem Geiste und suchen das Licht. Ich will ringen und kämpfen, was ich immer kann. Ich will unsfern geschändeten Namen wieder zu Ehren bringen."

Die Schwester hatte gespannt gelauscht. Ein Schimmer der Hoffnung leuchtete in ihren Augen auf. Aber nur einen Augenblick lang. Dann mochten sich leise Zweifel in ihr regen, ob es möglich sei, so rasch und früh durch eine Künstlertat den Schandfleck einer Familie zu tilgen und Ehre und Ansehen zu erlangen. Aber sie hatte den Bruder, dem es so heilig und ernst war, viel zu lieb, um ihm seine glückliche Selbstdäufschung zu nehmen und ihm durch lähmende Zweifel weh zu tun.

„Erzähl mir von deinem Werk," bat sie nach kurzem Schweigen.

„Mein Drama," begann Martin ohne Umschweife, „ist geboren aus der sozialen Not unserer Tage. Zwei Welten stehen sich gegenüber: Hier Begüterte, denen die Sorge ums tägliche Brot fremd ist, die gedankenlos ihre bevorzugte Stellung als etwas Selbstverständliches hinnehmen, einem verfeinerten Lebensgenüß huldigen und dabei die untern Klassen scheel ansehen, wenn sie sich auch herzudrängen wollen zu den Tischen des Lebens — dort Gedrückte, Enterbte, die herauscht sind von dem neuen Evangelium, demzufolge alle Staubgeborenen das gleiche Anrecht auf die Güter dieser Erde haben, und deren Entschluß feststeht, dieses ihnen vorenthaltene Recht mit Gewalt sich zu erobern.

Zu Beginn meines Stücks sind die Leidenschaften hüben und drüben aufgepeitscht; man steht am Vorabend des Bürgerkrieges.

Da greift mein Held ein. Es ist der Sohn eines Industriekönigs, jugendlich und feurig, hochgebildet, gründedel. Durch seine reine Liebe zu einem herrlichen Geschöpf aus dem Volke, das er zu seinem Weibe bestimmt hat, ist er mit seiner Familie zerfallen. In den Kreisen des Besitzes aufgewachsen, kennt er durch sein Verhältnis auch genau Lage und Denkart des arbeitenden Volkes. Er sieht die Fehler auf beiden Seiten: dort bequemes Sichgehenlassen in den überlieferten Formen, hier zweifelloße Enge und Begrenztheit und übles



Die Mofitergruppe.
Nach einem Gemälde von Josef Danhauser (1805—1845).

Schlagwörtertum, in beiden Lagern ein übertriebener Diesseitskultus ohne Schwung und aller höhern Ideale bar.

Diese Erkenntnis hebt ihn über die Parteien, sein mitfühlendes Herz aber weist ihn auf die Seite der Mühseligen und Beladenen, ihnen ein Helfer und Führer zu sein. Denn er glaubt, erkannt zu haben, daß die Massen vielfach von selbstischen und gewissenlosen Strebern in die Irre geführt werden. Und so wirft er in raschem Entschluß Reichtum und Stand weg und zieht das russige Werkgewand an, um als Arbeiter unter Arbeitern zu kämpfen. Aber insgeheim hat er sich ein höheres Ziel gesetzt, als den brutalen Sieg der dumpfen Masse zu verwirken, davon er sich nur Ungutes verspricht. Er ersehnt eine neue Ära der Gerechtigkeit, der Versöhnung und der friedlichen Klassengemeinschaft, ein verjüngtes, gläubig-starkes Christentum. Allein in den eigenen Kämpferreihen verkannt und beargwohnt, fällt er als Erster im ausbrechenden Bürgerkrieg."

"Also hat er sich umsonst und nutzlos geopfert? Das ist traurig," wandte die Schwester ein.

"Nein," entgegnete Martin, "nicht nutzlos, nicht vergeblich. Opferaten sind nie nutzlos. Jeder entfeint ein Segen. Ob morgen schon, ob erst in hundert Jahren, das spielt keine Rolle."

Im Gang drunter wurden Schritte hörbar. Martin sah nach der Uhr. "Die Abendpost," sagte er. Ottolie horchte auf. "Es ist nicht der Schritt des Briefträgers," sprach sie.

Da pochte es an die Tür, und auf ein zweifaches „Herein“ trat ein nicht mehr junger Mann, in gewählter Kleidung und von frischem Aussehen, in die Stube. Die Geschwister waren aufgestanden. Ottolie, jäh erblafzt, stützte sich auf die Stuhllehne. Stumme Blicke wurden gewechselt. Das Mädchen, dem der Besuch galt, vergaß in der Erregung ganz, den Freund mit dem Bruder bekannt zu machen. Da bot dieser Martin die Hand und nannte seinen Namen. "Ihr Bruder?" wandte er sich hierauf fragend an Ottolie. Sie nickte.

Man setzte sich an den Tisch.

Nach einer kleinen verlegenen Stille nahm der Gast das Wort. "Ihretwegen bin ich hergekommen," sprach er, zu Ottolie gewendet, trotz Ihrem Verbot, trotz meinem Versprechen, es nicht zu tun. Ich kann, ich darf Ihnen nicht

mehr verschweigen, wie gut ich Ihnen bin. Sie müssen es längst gefühlt haben. Geben Sie mir nur ein freundliches Wort, nur einen gütingen Blick, daß ich weiß, Sie zürnen mir nicht."

Zetzt bezwang Ottolie nicht länger ihr mühsam verhaltenes Weh. Das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, brach sie in ein heftiges Weinen aus. Der Guest starre ratlos vor sich hin. Da sprach Martin in bitterm Schmerz: "Meine Schwester hatte leider nur zu sehr Ursache, Sie um Ihr Fernbleiben zu bitten, mein Herr. Wir tragen das Kainszeichen der Schande an der Stirn, sind entehrt und gebrandmarkt durch die Schuld unseres Vaters."

"Unmöglich."

"Es ist so, wie ich sage. Ich denke, Sie ersparen mir weitere Worte."

Der Guest ergriff die Hand Ottoliens. "Ärmste!" sagte er voll schmerzlichen Mitleids.

"Gehen Sie, gehen Sie!" bat das Mädchen. Er zögerte, und dann ging er. —

Wenige Augenblicke später kam der Briefträger und brachte ein großes gelbes Kuvert. Martin öffnete es hastig. Seine Handschrift lag darin mit dem ersehnten Begleitbrief. "Dies laut," bat ihn die Schwester.

Da las er stehend den Brief.

"Ich rate Ihnen dringend, mit dem Schritt an die Öffentlichkeit noch zuzuwarten. Die Größe Ihres Wollens nötigt Achtung ab. Ich zweifle nicht, daß in Ihnen ein Dichter, vielleicht sogar ein Dramatiker steckt. Doch sind Sie noch zu sehr von Ihren großen Vorbildern abhängig, können noch nicht Ihre Eigenart ausspielen, Ihre eigene Sprache reden. Bedenken Sie, alle Nachahmung ist wertlos; nur das Urwüchsige, Eigenständige hat Anrecht auf Beachtung im Reich der ernsten Kunst. Auch mangelt Ihnen noch in hohem Grade das Abrundungsbedürfnis, die künstlerische Selbstzucht. Sie können noch nicht verzichten, ein schönes Einzelbild nicht preisgeben, auch wenn es sich nicht organisch ins Ganze einfügen will. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen. Verschiedene Bemerkungen erlaubt' ich mir auf dem Rande Ihres Manuskriptes anzubringen. Ich bitte Sie, mir meine Offenheit nicht übel zu nehmen. Ich hätte mir überhaupt nicht die Mühe genommen, Ihnen zu schreiben, wenn ich nicht durch all das Konventionelle und Jugendlich-Unreife Ihres Versuchs die Goldadern des echten Talentes hätte durchschimmern sehen." —

Wieder war es still in der Stube. Draußen war die Nacht längst hereingebrochen. Gedämpfter scholl der Lärm der Gasse herauf, das Knarren der Räder, das Geflingel der Schlitten, die Schritte der Eilenden. Der Mond mußte hoch am Himmel stehen. Sein Licht fiel nicht mehr durchs Fenster. Nur eine unbestimmte Helle verriet, daß er noch schien.

Am Tisch saß Ottilie und schrieb einen Brief. Das hastige Eilen der Feder über das Papier war das einzige Geräusch im Zimmer.

Martin saß wie zuvor am Ofen und wühlte mit der Eisenkrücke in den Glutten. Da sah er, wie die Schwester den Brief in einen Umschlag tat und zugleich den Ring hineingleiten ließ, ehe sie das Schreiben versiegelte.

„Was beginnst du?“ fragte er bestürzt.

„Was ich muß,“ gab sie fast tonlos zur Antwort.

„Ottilie,“ rief er tröstend, „sei nicht so mutlos, so verzagt. Noch kann alles gut werden. Sieh, ich las mich auch nicht unterkriegen. Ich sehe klar ein, wie weit der Mann recht hat. Und so frag' ich noch einmal von vorn an. Und dann frag' ich überhaupt niemand mehr um seine Meinung. Diesmal muß es gelingen.“

Und damit ergriff er die auf dem Tisch liegende Handschrift und warf sie ins Feuer, daß es eine helle Flöhe gab. Der Glutschein beleuchtete sein stolzes, männliches Gesicht, aus dem die kraftbewußte Zuversicht strahlte, die den Sieg verheißt.

Ottilie sagte wehmütig: „Für mich wird es zu spät sein. Ich bin doch nur ein Mädchen.“

Ich glaube.

Vergessen will ich, was so traurig macht:
Des langen Lebens grenzenlose Nacht,
Ein leidgehämmert, müdes Menschenherz,
Zerbroch'ne Hoffnung, einen tiefen Schmerz —
Den bleichen Hunger und die blasses Not,
Erstickte Saaten und den düstern Tod —

Noch blüht aus schaler Finsternis ein Traum!
Und ob des Himmels goldner Sternenbaum
In todesdunklen Nächten flürzen mag:
Ich glaube jauchzend an den hohen Tag!

Ernst Balzli.

Die Rübenbrühe. *)

Von Giovanni Anastasi.

Bruder Viktor warf einen Blick nach oben, nach dem Berg, wo aus dem Wiesengrün der weiße Kirchturm von Sagno aufragte. Das Dorf lag sehr hoch, und er fühlte sich so alt und

so müde. Aber es handelte sich ja um eine arme Witwe mit einer Schar Kinder. Da mußte man auch diese Mühsal auf sich nehmen. Drum Mut und vorwärts!

Bruder Viktor, der Laienbruder und Einziger vom Kapuzinerkloster in Lugano, war einmal Soldat bei Garibaldi gewesen. Er hatte eine Tapferkeitsmedaille verdient und erhalten. In der Folge gewährten sie ihm auch eine Pension. Die geistigen Kräfte waren noch nicht erlahmt, aber die Körperkräfte fingen an nachzulassen. Er wurde belebt, das Herz wollte nicht mehr recht, solch mühsames Steigen, wie das, das ihm noch bevorstand, machte ihm doch übermäßig zu schaffen. Und dazu die heiße Augustsonne, eine Stunde vor Mittag, die sogar die Felsen schwitzen machte.

*) Giovanni Anastasi, gestorben 1926, von Beruf Mathematiklehrer in Lugano, hat sich bei seinen Landsleuten diesseits und jenseits des Gotthards ein dankbares Andenken gesichert dadurch, daß er sich sein ganzes Leben lang um ein gutes Einvernehmen zwischen seinem Kanton und der übrigen Schweiz bemühte. Seine warmherzigen und fröhlichen Geschichten und Bilder aus dem Tessin sind für den, der Freude am Italienischen und Liebe zum Tessinervolk hat, eine leichte und vergnügliche Lektüre:

Vita Ticinese, La Seconda Gioventù, Al bravo presidente, Scena della vita luganese, Il Mangia comune, Scene elettorali ticinesi, Nostranelle, herausgegeben von Alfred Arnold, Lugano.

Dem Bändchen Nostranelle ist diese Erzählung entnommen.